

Christian Baier
Jäger des
verlorenen
Schatzes

Ich pflanze ein Messer zwischen mich und die Welt. Es schlägt Wurzeln in meinem Herzen. Seine Klinge dreht sich wie ein Blütenstängel, den eine zarte Knospe krönt, zur Sonne des Schmerzes.

Ich sitze im Café meines Vertrauens. Zuerst war das Vertrauen da, dann das Café. Eigentlich ist es gar kein richtiges Café, sondern eine Bäckerei mit zwei Tischen, an denen man frühstücken kann. Es kommen viele Leute morgens in den Laden, um Brötchen zu kaufen. *Ein paar werden sich wieder erheben, andere liegen bleiben ...*

Ich bestelle Milchkaffee und ein Croissant. Es gibt auch ein Frühstücksangebot, aber das will ich nicht. »Einen Milchkaffee und ein Croissant, bitte«, sage ich zu der Verkäuferin, als hätte ich das nicht auch gestern schon gesagt, als wäre es nicht auch morgen an mir, es zu sagen und damit einmal mehr das Gesetz der Serie zu erfüllen, mich als Vollstrecker einer schicksalhaften Wiederholung in den Tag einzuklinken.

Ich betone das Wort »Schicksal« schon lange auf der zweiten Silbe. Es klingt ein bißchen wie der Name eines schwer chemischen Fleckenentferners. Es gibt Menschen, die finden das witzig. Ich sage »Schicksál« – Betonung auf der zweiten Silbe –, sie lachen, ohne zu verstehen. Der Anfangslaut des Lachens ist bei vielen Menschen einem Schmerzensschrei sehr ähnlich. Meist sind es Leute, die alles witzig finden. Das ist irgendwie scheiße, weil einfach nicht alles witzig ist. Ein Witz, den man fünf Mal erzählt, wird tragisch.

Ich mag das Café. Vor allem mag ich den Zufall, der mich eines Morgens an ihm vorbeigeführt hat und denken ließ, es könnte witzig sein, jeden Morgen in dieses Café zu gehen und Milchkaffee mit Croissant zu bestellen. Der Zufall ist die Schnittstelle zwischen Absicht und Fügung. Der Gedanke hatte etwas total Zwingendes, eine Logik, die durch nichts zu überbieten und durch ebenso wenig zu widerlegen war. Etwa wie irgendwelche Hypothesen in der Physik, über die Schwarzen Löcher zum Beispiel.

Ich habe einmal eine Dokumentation darüber im Fernsehen gesehen. Ich sah sie zweimal hintereinander, einmal spät nachts, und am nächsten Tag wiederholten sie sie vormittags. Ich mag Wiederholungen im Fernsehen. Wiederholen heißt zurückkehren. Ich finde es toll, wenn sie zweimal in ganz kurzen Abständen das gleiche bringen. Darüber kann ich mit niemandem reden. Das versteht kein Mensch. Natürlich versteht es jeder. Wenn ich mir Mühe geben würde zu erklären, was für mich daran so toll ist, würde man mich verstehen. Aber ich müßte dazu weit ausholen, weiter als zu einem Schlag mit der Handkante gegen die Halsschlagader oder zu einem Tritt in die Nieren. Im Grunde genommen

lohnt es sich nicht. So wichtig ist es nun auch wieder nicht, ob sie zweimal hintereinander das gleiche im Fernsehen bringen. Ich könnte übertreiben, mich in eine Begeisterung hineinsteigern, ich kann sehr überzeugend sein und eine ganz große Sache daraus machen. Ich habe das schon oft gemacht und viel Übung darin. Es rinnt mir kalt den Rücken runter, so begeistert kann ich von etwas sein. Ich eigne mich für bestimmte Formen der Besessenheit. Doch immer wenn ich damit anfangе, kommt mir die Vorstellung, das Gespräch ganz dezent auf die Wiederholungen im Fernsehen zu lenken, lächerlich vor. Ich schrecke vor dem Aufwand an Taktik und Strategie, Umsicht, Beharrlichkeit und Hinterhältigkeit zurück, der nötig wäre, nur damit ich sagen kann, daß ich irgend etwas ganz toll finde, um mir hinterher total blöd vorzukommen, weil das mit den Wiederholungen im Fernsehen interessiert ja letztlich doch niemanden wirklich.

Gäbe es mehr, die es toll finden, müßte ich nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit irgendwann einmal in dieser Reichshauptstadt des Wahnsinns auf einen Menschen gestoßen sein, der es ebenso toll wie ich findet. Ich müßte Zeuge eines Gesprächs werden, in dem es genau darum geht. – Es gibt so viele Gesetze, nach denen etwas sein, eintreten, passieren, sich ereignen, geschehen muß, und Gesetze, die alles, was geschieht, passiert, eintritt, in ein absichtsvolles Koordinatensystem betten, Gesetze, die einen zugrundeliegenden Plan vermuten lassen und Anlaß zur Hoffnung geben, worauf auch immer.

Wow, denke ich mir dann, ist schon Weltklasse, wie eines ins andere greift, diese Momente, da sich für Bruchteile von Sekunden der Deckel hebt, und man einen Blick ins Getriebe wirft, boah, schwindlig kann einem davon werden. Aber dann denke ich: ›Von dieser Metaphysik habe ich noch ein paar Laufmeter zu Hause‹, und sage zu mir, zu anderen, meistens zu mir und gelegentlich – um die Ähnlichkeit mit den monologisierenden Pennern am Kottbusser Tor zu verwischen – zu meinem Update im Spiegel, in einer Auslagenscheibe, einer Pfütze [ich kenne Plätze am Stadtrand, da sind nach dem Regen die Pfützen riesengroß], ich sage: »Um krankzufeiern, muß man erst mal einen Job haben.« Das bringt es, bringt einen Lacher. Weil es eben mehr sagt als all die Erklärungsversuche. Ist einfach so. So einfach ist es. Was nicht dazugehört, das bringt es voll. Das ist das Gesetz des Lachers. Es ist ein ebenso unumstößliches Gesetz wie all die anderen unumstößlichen Gesetze, die Zusammenhänge schaffen und damit die Hoffnung immer wieder auf Schiene setzen, die Hypothesen, die den Koeffizienten der Möglichkeit in die komplexe Vergeblichkeitsformel einfügen.

Ich habe strenge Regeln für meinen allmorgendlichen Aufenthalt in dem Café festgelegt. Sie geben Halt. Ich kenne die Gefahren der Regelmäßigkeit. Ich kannte sie schon, als ich zum ersten Mal dachte: »Hier werde ich von nun an

jeden Morgen frühstücken. Ich werde immer zur selben Zeit kommen. Ich werde pünktlich sein. Ich will mich diesem Ort einschreiben durch Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit. Ich will ihn mir durch beharrliches Wiederholen erobern. Ich will mich in das Bewußtsein dieses Cafés keilen. Ich will mich am Tisch beim Fenster ansiedeln, will mich verankern.«

Ich bleibe immer nur zwanzig Minuten. Diese zwanzig Minuten sind genau eingeteilt. Ich habe ein Raster über sie gelegt. Zwölf von ihnen gehen für das Rauchen von drei Zigaretten drauf. Die zweite Zigarette zünde ich an der ersten an. Vor der dritten lege ich eine Pause ein, während der ich durch das Fenster auf die Straße hinaussehe und die Menschen beobachte, die vorbeigehen. Die meisten gehen von links nach rechts. Das hat nichts zu bedeuten. Am Ende der Straße ist das Kottbusser Tor und die U-Bahn-Haltestelle.

Vor der dritten Zigarette stehe ich auf, schiebe den Stuhl dabei geräuschvoll zurück, um meine Taschen nach meinem Feuerzeug abzuklopfen, alle meine Taschen, ich gehe sehr systematisch vor, ein wenig pedantisch, ehe ich entdecke, daß das Feuerzeug vor mir auf dem Tisch liegt.

Die Abläufe meiner Handlungen, meine Körperhaltung beim Rauchen, mein Gesichtsausdruck, alles ist genau überlegt. Nichts ist dem Zufall überlassen. Der Zufall ist der natürliche Feind der Wiederholung.

Ich wußte gleich, als ich damit anfang, daß alles stimmte, eindeutig war, unmißverständlich. Es gibt Gewißheiten. Sie sind da, vor jeder Planung, jeder Berechnung, jedwedem Kalkül. Am äußersten Rand der Vernunft sind sie angesiedelt, dort, wo sich die Gesetze zu Räuberbanden zusammenrotten.

Für jede Zigarette brauche ich zwölf Züge. Ich kann sehr tiefe Lungenzüge machen, so daß sich Kuhlen in den Wangen bilden. Das steht mir. Nach jedem zweiten Zug streife ich seeeehr sorgfältig, ein wenig pedantisch, aber nicht zwanghaft pedantisch, die Aschenkrone am Rand des Aschenbechers ab. In allem, was ich tue, nistet Regelmäßigkeit, gepaart mit einem Hauch von ferner Bestimmung.

Und diese Regelmäßigkeit wird mich dem jungen Tag implantieren. Irgendwann wird es sein »wie immer«. Ich schlage mit meinen Handlungen Wurzeln in ihm. Ich rauche jede Zigarette bis zum Filter. Das gehört dazu. Es paßt in das Bild von mir, das ich nach zwanzig Minuten hier hinterlassen werde. Ich dämpfe die Zigarette keinesfalls zu früh ab. Das ist unerhört wichtig. Ich kann gar nicht sagen, wie wichtig das ist.

Die ganze Zeit stehen Milchkaffee und Croissant unberührt vor mir. Die Verkäuferin bringt mir beides an den Tisch. Kaum hat sie es vor mich hingestellt, schiebe ich es so weit wie möglich von mir. Der Milchschaum fängt nach der ersten Zigarette an einzufallen, kleine Mondkrater bilden sich dort, wo zuvor

noch Luftblasen waren, die mich an knisternden Badeschaum denken lassen und an ganz dünnes Frauenhaar. Der darübergestreute Kakao sinkt ein, seine körnige Konsistenz weicht auf.

Das Croissant zeigt keinerlei Veränderungen. Wenn ich nach der dritten Zigarette aufstehe und gehe, wird es die Verkäuferin vielleicht zurück in die Vitrine legen und noch einmal verkaufen. Kann auch sein, sie kippt es in den Müll. Es ist mir egal. Es kann mir egal sein. Die Gleichgültigkeit tut gut. Es liegt nicht in meiner Verantwortung, was mit dem Croissant geschieht, wenn ich aufgestanden und gegangen bin. Ich trage an seinem Schicksal keine Schuld. Ich rühre es einfach nicht an. Ich habe dafür bezahlt. Es gehört mir. Ich lasse es herrenlos zurück. So ist das.

Die Verkäuferin könnte es auch dem nächsten, der nach einem Croissant verlangt, schenken. Sie könnte sagen: »Möchten Sie dieses Croissant, das der Typ vorhin unberührt zurückgelassen hat? Er kommt jeden Tag zur selben Zeit hierher. Ein seltsamer Vogel, aber vollkommen harmlos, nur irgendwie schräg. Er raucht drei Zigaretten, dann geht er. Kaffee und Croissant rührt er nicht an. Wollen Sie es? Er hat es bezahlt. Es kostet Sie nichts. Sie können es ruhig essen. Es wäre schade, es wegzuworfen. Ich weiß echt nicht, was mit dem Kerl los ist, aber mit dem Croissant ist alles in Ordnung. Es ist ein gutes Croissant, ganz frisch ...«

Die Verkäuferin ist Türkin, aber wahrscheinlich schon sehr lange hier, denn sie hat keinen Akzent. In ihrem linken Nasenflügel steckt ein glitzerndes Piercing, obwohl sie nicht mehr in dem Alter ist, in dem man Piercings trägt. Sie ist klein und gedrungen und hat breite, runde Hüften, vielleicht wird sie in zehn, fünfzehn Jahren Schrauben in die Gelenke bekommen. Ihr Gang ist sehr danach.

Sie meint es gut. Schon nach den ersten Tagen, als ich anfang, jeden Morgen hier aufzutauchen, versuchte sie es mit Vertraulichkeiten. Sie sah mich anstehen und fragte zum Zeichen des Wiedererkennens: »Einen Milchkaffee und ein Croissant?« Ich fand das sehr nett von ihr. Sie muß das nicht tun. Sie tat es von sich aus. Vielleicht war es ihr ein Bedürfnis. Aber ich sagte, als würde ich zum ersten Mal hier sein: »Einen Milchkaffee und ein Croissant, bitte.« Das mußte ich tun. Ich war es mir schuldig.

Sie hat eher kurze Finger, aber nicht so stummelig wie bei vielen Türkinnen in ihrem Alter. In der S-Bahn habe ich den Spruch gelesen: »Das Leben ist voller Türken.« Fand ich einen Augenblick lang witzig, »Türken« statt »Tücken« zu sagen. Aber ich mochte ja auch den Spruch »Gott hat uns vergessen, das Finanzamt nicht«, und noch besser fand ich den Spruch »Ich habe nichts gegen Neger. Ich finde, jeder sollte einen haben«, und den fand niemand wirklich originell, nicht einmal die, die über mein »Schicksäl« lachen.

Viel zu spät habe ich bemerkt, daß sich auf der anderen Straßenseite eine Tagesklinik befindet. Keine Ahnung, warum mir das nicht früher aufgefallen ist. Als ich das Schild sah, war es zu spät. Ich war bereits ein Teil jener täglichen Wiederholungen, die ihre eigenen Gesetze ausgebildet hatten. Mir war sofort klar, daß die Verkäuferin mich längst zu den Patienten rechnet wie einen vergessenen Posten in einer Addition. Das finde ich schade. Aber es ist einfach so.

Wenn ich hineinkomme, denkt sie: »Jetzt kommt der Bekloppte. Nachher geht er in die Tagesklinik.« Dafür wollte ich sie schlagen. Ich hatte unbezwingbare Lust, sie mitten ins Gesicht zu schlagen, wenn sie mir den Milchkaffee und das Croissant an den Tisch brachte. Ich stellte mir vor, wie ich zum Schlag aushole, sie durch einen dummen Zufall den Kopf in diesem Augenblick gerade von mir abwendet, sodaß ich sie mit der Handkante am Ohr treffe, und dieses schwillt an. Sie steht ganz perplex da. Die Kunden, die gerade um ihre Brötchen anstehen, weichen an die Regale zurück. Sie sind Teile einer Gleichung, das Erschrecken ist ihr gemeinsamer Nenner. Sie wagt nicht, nach ihrem Ohr zu fassen, das alle Anwesenden an eine riesige Traube denken läßt. Sie hält ihre Hand fern von der Wirklichkeit ihres entstellten Ohres. Das ist einer von jenen Momenten, in denen das Selbstverständliche endet. Ich war einmal auf eine Geburtstagsfeier eingeladen. Die Gastgeberin spielte die Betrunkene. Sie sagte andauernd im Tonfall eines kleinen Mädchens mit einem Blick, der nirgendwo Halt fand: »Ich habe so viele Geschenke zum Auspacken bekommen.« Ich fand das extrem widerlich. Am liebsten hätte ich ihr in ihr halb verträumtes, halb in Traurigkeit abdriftendes Gesicht geschlagen. Meine Hände zittern, als ich die zweite Zigarette an der ersten anzünde. Ich konzentriere mich auf die tiefen Lungenzüge, von denen mir schwindlig wird, mein Blick streicht über den Tellerrand, ich habe ihn so scharf gestellt, daß er das Croissant nicht einmal streift. Darüber beruhige ich mich. Allmählich füge ich mich ein als fehlendes Teil in das Bild, das sich die Verkäuferin von mir gemacht hat. Ich finde es nicht mehr so schlimm, daß mich ihre beschränkte Phantasie in die Tagesklinik auf der anderen Straßenseite steckt. Sie kann nicht anders. Ihr Denken ist wahrscheinlich voller Erklärungen. Ich möchte, daß Erklärungen und Entschuldigungen deckungsgleich sind. In den nächsten Minuten gehen die Menschen draußen ausnahmslos in Richtung Kottbusser Tor. Alle haben sie den gleichen Weg. Das finde ich schön. Es existiert ein geheimer Plan. Eine Welle trägt uns. Es gibt Momente am äußersten Rand der Zeit, in denen die Umlaufbahnen deutlich auszunehmen sind, Umlaufbahnen, auf die uns die Sehnsucht gelockt, auf denen uns der Neid weit herumgeführt und die Scham uns in die entlegendsten Winkel getrieben hat. Die geheime Poesie von diesen ahnungslosen Menschen, die unabhängig voneinander alle in dieselbe Richtung

gehen, deckt alles andere in mir, die Wut und die Empörung und den Schmerz, zu wie Schnee. Ich spiele nicht die geringste Rolle. Ich möchte gerne so ahnungslos sein wie die Menschen da draußen. Deshalb denke ich an das Handy, das ich einmal gefunden habe. Ich habe vielen davon erzählt. Es lag herrenlos in einer der letzten Telephonzellen, die sie noch in der Reichshauptstadt des Wahnsinns stehen gelassen haben. Es ist komisch, in einer Telephonzelle ein Handy zu finden. Solche Widersprüche mag ich sehr. Sie halten die Illusion von Zufall und Geheimnis aufrecht. Ich sagte aber nicht: »Ich habe ein Handy gefunden«, sondern: »Ich habe ein Handy gefunden, sein Besitzer hing noch daran, aber er fiel bald von ganz allein ab.« Es gab welche, die das witzig fanden, und es waren nicht nur die darunter, die prinzipiell alles witzig finden, sondern auch ein paar von jenen, die eher selten lachen. Ich telephonierte einen Abend lang alle Nummern durch, die im Adressbuch abgespeichert waren. Das machte Spaß, einen Abend lang brachte es das voll. »Lisa« war übrigens ein Mann. Manchmal hilft mir, genau daran zu denken.

Er beobachtet mich schon lange, als wüßte er Bescheid. Eine Zeitlang war es leicht, ihn zu übersehen. Bei zwei Tischen ist es viel leichter, jemanden zu übersehen, als bei vielen. Er sendet ruhelose Testblicke nach mir aus. Er checkt meine Mimik, meinen Gesichtsausdruck bei der ersten Zigarette, bei der zweiten, in der Rauchpause zwischen der zweiten und dritten. Er registriert meine Kleidung, speichert sie in seinem Gedächtnis ab, die Art, wie ich rauche, entgeht ihm nicht, die tiefen Lungenzüge nimmt er zur Kenntnis. Sie sind ihm Indiz. Daß ich Kaffee und Croissant nicht anrühre, erleichtert ihm die Zuordnung meiner Person. Der Irrtum ist unausweichlich. In seinen Augen macht es mich zu einem Wesensverwandten.

Solche Menschen wie er halten unablässig Ausschau nach ihren versprengten Geschwistern. Sie sind auf der Suche nach ihresgleichen. Ihre Lebensaufgabe besteht darin, die große zerfallene Familie der Ver- und Entrückten wieder zusammenzuführen. Sie wollen jene um sich scharen, die wie sie das Gen des Irrsinns in sich tragen, das Chromosom des Widerspruchs, ihre DNA giert nach Übereinstimmung. Etwas Dunkles, Ahnungsvolles in ihnen verlangt nach Ähnlichkeit. Jede Schnittmenge zwischen ihnen und anderen fegt ihre Einsamkeit hinweg. Sie ist eine Säure, die die Isolation zersetzt, den Bannkreis auflöst, den der Wahnsinn um sie gezirkelt hat.

Er trinkt seinen Kaffee schwarz. Er trinkt ihn, während ich meinen stehen lasse. Er braucht ein paar Tage, bis er das Wort gefunden hat, das ihm geeignet erscheint, es an mich richten zu können. Er verspricht sich viel von diesem Wort. Man spürt, daß er lange überlegt und viele andere Wörter verworfen hat.

Sein Lieblingscampingplatz steht unter H_2O . Heute haben sie es im Radio gebracht. Sein Lieblingscampingplatz ist komplett überflutet. Das ist extrem scheiße für ihn, weil er bald dreieinhalb Wochen Urlaub hat. Ich denke an die Schneeschmelze. Ich denke an alles, was unter dem Schnee zum Vorschein kommt. Ich denke an gefrorene Erdschollen. Ich denke an Würmer, die sich ihrem Instinkt folgend, durch das Erdreich graben. Ich möchte gerne an stämmige Leichen denken mit einem spaltbreit geöffneten Mund und an extrem dünne, die alle ihre Geschichte haben. Das mit dem Campingplatz macht ihn ganz fertig. Er spricht das Wort »feddich« aus. Als er das mit seinem Campingplatz im Radio gehört hat, war er fiks un feddich. Da muß er gleich noch eine rauchen. Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand sind braun vom Nikotin. Ich sehe, ohne es zu wollen, den überfluteten Campingplatz vor mir und kann mich zu keinem Gefühl entschließen. Für wenige Momente stimmt das Bild, dann kippt es ins Klischee. Die Verkäuferin beobachtet uns. Ich stehe auf und gehe.

»Bis denne«, sagt er. Ganz hinten in seinem Tonfall sitzt eine Aufregung. Das Leben regt ihn auf.

Er bleibt noch sitzen. Seine Zeit hier ist noch nicht um wie meine. Ich hoffe, daß er sich über mein Croissant hermachen wird, sobald ich fort bin. Das würde etwas in mir Recht geben. Es ist eine starke Hoffnung, die eine gewisse Ähnlichkeit mit bestimmten Formen von Überzeugung hat. Ich weiß nicht, welche Genugtuung ich mir davon verspreche. Aber ich tu es, und es ist gut so.

Einmal versucht er, ein Gespräch über die Vorzüge von Baldrian und Johanniskraut anzufangen. Er ist hartnäckig. Ich blase den Rauch der zweiten Zigarette konsequent mit gespitzten Lippen gegen die Auslagenscheibe, vor der an diesem Tag ungewöhnlich viele Menschen in Richtung Kottbusser Tor unterwegs sind. Beim Ausblasen des Rauchs mache ich jedes Mal den Mund breit und hart, so daß es in den Winkeln zieht. Ich genieße die kleine Abweichung von der Regelmäßigkeit, die ich mir auferlegt habe.

Mit Baldrian und Johanniskraut kennt er sich aus. Johanniskraut ist teuer, und auf Baldrian wird er immer so nervös, ganz »feddich« macht ihn das Zeug. Ich denke an die violetten Lefzen von großen Hunden, deren Kadaver auftauchen, wenn sich das Wasser vom überfluteten Campingplatz zurückzieht. Er wagt es nicht, sich zu mir an den Tisch zu setzen. Selbst wenn am anderen Tisch jemand sitzt, nutzt er nicht die Gelegenheit, sich an meinen zu setzen. Er braucht den anderen Tisch, um das Wort an mich richten zu können. Die Distanz erst erteilt ihm das Wort. Beim Reden wippt er unaufhörlich mit seinen dünnen Beinen. Ich kann sie aus den Augenwinkeln sehen. Als ich aufstehe, um meine Taschen wie immer nach dem Feuerzeug abzuklopfen, bemerke ich,

daß er nicht mit mir spricht, sondern mit einem sehr schweisgsamen Typen an seinem Tisch. Ein andermal fragt er mich – es besteht kein Zweifel, daß er mich meint –, ob ich einen Job suche. Ich sehe nämlich so aus, als suche ich einen Job. Ich löse meinen Blick aus seiner Verankerung an einem Krümel. Er ist dem feuchten Lappen entkommen, mit dem die Verkäuferin nach jedem Gast über den Tisch wischt. Wahrscheinlich hat der Besitzer des Ladens es ihr so angeschafft. Es scheint mir diesmal richtig, ihm meinen Blick zuzuwenden. Ich führe ihn langsam wie auf einer Schiene vom Krümel zu den zwei gekreuzten Säbeln auf seiner Schirmkappe, eine von denen aus dem amerikanischen Bürgerkrieg, wie man sie in Army-Stores zu kaufen kriegt. Ich muß an »Vom Winde verweht« denken. Ich kenne Menschen, die diesen Film halb auswendig können und Dialoge mitsprechen, so oft haben sie ihn schon gesehen. Vielleicht hätten sie Verständnis für meine Begeisterung für Wiederholungen im Fernsehen.

Er schlägt mir vor, es bei einer Reinigungsfirma ganz in der Nähe zu probieren. »Ratzfatz« heißt sie. Die Verkäuferin hat aufgehört, uns zu beobachten. In ihren Augen sind wir zwei Insassen der Tagesklinik, die sich gefunden haben. Ich kann es auch bei einem Getränkegroßhandel versuchen. Im Lager ist es leicht. Streß bekommt man nur, wenn man bei denen ist, die die Kisten vom Transporter abladen. Da kriegt man richtig Streß, und am Ende eines Arbeitstages ist man »fiks un feddich«, aber im Lager läuft es gemütlich ab, und ratzfatz hat man seine Kohle, aber besser ist es, es mal bei einer Reinigungsfirma ganz in der Nähe zu probieren, »Ratzfatz« heißt sie, da suchen sie öfters jemanden, sie zahlen nicht schlecht, *ein paar werden sich wieder erheben*, beim Getränkegroßhandel weiß er nicht, ob sie jemanden suchen, manchmal suchen sie jemanden, ich soll es auf jeden Fall dort probieren, aber bei »Ratzfatz« ist es besser, andere werden liegen bleiben. Ich kann dem Typen förmlich zusehen, wie er bei seinem Getöse innerlich Endorphine ausschüttet, nach denen die versprengten Rezeptoren schnappen. Das neuronale Belohnungssystem funktioniert bei ihm scheinbar einwandfrei. Er kommt sich wahnsinnig gut dabei vor, mir Tips zu geben. Der Speichel in seinen Mundwinkeln trocknet davon ein.

Ich lasse meinen Kopf langsam wieder in seine Ausgangsposition zurückkehren. Meine Augen finden den Krümel wieder, der dem feuchten Lappen der Verkäuferin entronnen ist. Meine Zeit reicht nicht mehr aus, meinen Blick an ihm zu ankern. Ich nützte die letzten Züge meiner Zigarette, um von ihm Abschied zu nehmen. Ich träumte davon, daß sie den Laden eines Tages schließen. Ich stehe davor, es ist Morgen, meine Zeit, die Auslagen sind mit braunem Packpapier verhängt, dahinter sind Maschinen zu hören. Ich weiß, daß der Laden seinen Besitzer gewechselt hat. Den Aushang mit dem Frühstücksangebot,

das ich nie wollte, haben sie an der Scheibe kleben lassen. Im Traum sehe ich die gedrungene Verkäuferin mit ihrem glitzernden Piercing im linken Nasenflügel in ihrer Wohnung sitzen und weinen. Sie weiß, daß die Schrauben in ihren Hüftgelenken unumgänglich sind. Ich kann nicht erkennen, ob sie deshalb weint. Ich schäme mich, daß ich beim besten Willen dazu nicht fähig bin. Es tut mir so leid, daß ich sie schlagen wollte. Ich habe keinen Grund zu weinen. Ich bin das Reittier der Scham.

Dann schenkt mir der Typ mit seiner Südstaaten-Kappe ein kleines grünes Matchbox-Auto. Ich habe so was befürchtet. Er tut es sehr verschämt und wie nebenbei. Sein Bedürfnis, mir etwas zu schenken, ist ihm selber unangenehm. Das Spielzeug sieht ganz neu aus. Er hat das Auto gefunden, sagt er, und daß er Menschen kennt, die so etwas sammeln. Vielleicht sammle ich ja Matchbox-Autos, und wenn das der Fall ist, möchte er es mir schenken. Er hat dafür keine Verwendung, aber vielleicht fehlt mir gerade dieses Modell in meiner Sammlung. Er kennt nämlich viele Leute, die sammeln die unmöglichsten Dinge, er spricht sehr rasch, so aufgeregt ist er, es hört sich an wie »Sie sammeln die Unmöglichkeiten«. Er kennt viele Menschen, und die, die sammeln, freuen sich, wenn sie etwas für ihre Sammlung bekommen. Sein Blick ist auf »erwartungsvoll« gestellt, wie ein Bügeleisen auf »Leinen« oder »Seide«. Er trifft mich an der linken Wange und brennt sich ein.

Ich möchte das Auto in die Hand nehmen, meine Finger fest darum schließen, so fest, daß das Fleisch hinter meinen Fingernägeln ganz weiß wird, und zuschlagen. Das ist ein starkes, ein reines Bedürfnis, ein Verlangen voll Klarheit, eine Trennschärfe. Es paßt in diesen Morgen. Ich habe meine zweite Zigarette geraucht, und bis zur dritten ist genügend Zeit. Mein Zeitplan käme nicht durcheinander. Aber ich fürchte den Traum, der meiner Tat auf den Fuß folgt. Der Gedanke an ihn gebietet mir Einhalt. Ich denke, um mich abzulenken, an das traurige Mädchen, das bei den Gästen seiner Geburtstagsfeier so gerne den Eindruck erwecken wollte, es sei betrunken. Seine Haare sind so glatt und dünn wie bei manchen Frauen, die mal einen Schwarzafrikaner geheiratet haben, um ihn vor der Abschiebung zu bewahren. Ich erfreue mich an diesem gemeinen Kurzschluß. Auch so etwas hilft manchmal.

Ich parke das Auto beim Weggehen zwischen Kaffeetasse und unberührtem Croissant und warte darauf, daß er mir nachruft: »Du hast dein Auto vergessen.« Ich weiß nicht, was mich darauf warten läßt. Es ist das Naheliegendste. Es tut gut, auf etwas Naheliegendes zu warten. Die unmittelbare Nähe des Selbstverständlichen tröstet. Die Verkäuferin beobachtet uns schon lange nicht mehr. Sie beschenkt uns mit ihrer Achtlosigkeit.

Doch er sitzt regungslos da, als habe er gar nicht bemerkt, daß ich sein Geschenk zurücklasse. Er ist erfüllt von der Witterung des Verrückten, die er aufgenommen hat, und paßt auf jedes Indiz, das ihn in seiner Annahme bestärkt, einen Verwandten in mir gefunden zu haben.

Ich hätte das Auto mitnehmen und draußen fortwerfen sollen. Hinterher weiß man immer alles besser. Das ist das unumstößliche Gesetz der Reue.

An seinem Verhalten anderntags merke ich seine Verstimmung. Menschen wie er können sich schlecht verstellen. Er möchte kein Wort mit mir reden, das hat er sich fest vorgenommen, doch die Gewohnheit ist stärker, denn sie speist sich aus seiner Sehnsucht nach Verwandtschaft.

In den zwanzig Minuten, die mir hier zustehen, bringt die Verkäuferin soviel Croissants, Brötchen und Sandwiches wie noch nie zuvor an einen nicht abreißen wollenden Strom von Kunden. Es ist, als hätten sich alle Bewohner der umliegenden Häuserblocks hier verabredet, um aus den Augenwinkeln Zeugen zu werden, wie er sich auf der äußersten Kante seines Stuhles windet und sich immer wieder vorsagt, daß er kein Wort zu mir sagen will.

Ein paar werden sich wieder erheben, andere liegen bleiben ...

Ich suche den Tisch ab nach einem Krümel, der die Wischattacke der Verkäuferin überlebt hat, um meinen Blick an ihm zu ankern. Ich möchte gerne den Menschen draußen etwas abgewinnen, die alle demonstrativ in Richtung Kottbusser Tor unterwegs sind. Die ziellose Hoffnung macht alles so fragil. Auf dem Weg zu der Geburtstagsfeier des Mädchens, das so gerne traurig und be-trunken sein wollte, beobachtete ich einen Penner. Das war am Anfang des vergangenen Winters. Er zupfte mit spitzen Fingern die Flusen von seinem Anorak und stopfte sie sorgfältig in seine Tasche, als müßte es so sein. Nichts geht verloren. So ist es gut.

Dann knallt er mir das Matchbox-Auto auf den Tisch. Er spielt es aus wie den Trumpf seines Zorns. Die Verkäuferin behält uns beide im Auge. Sie hat uns ihre Gleichgültigkeit entzogen. Zuerst wird man ihr eine Hüfte verschrauben, und wenn dann die Schmerzen nachlassen, und sie mit einer Krücke laufen kann, wird man ihr in die andere eine Schraube drehen. Ich sehe auf das kleine Auto vor mir auf dem Tisch. Mit der Motorhaube weist es wie eine Aufforderung in Richtung meines unberührten Croissants, das ich so weit von mir geschoben habe, daß kein Zweifel bestehen kann. Es gab eine Zeit, da mochte ich ganz kleine Dinge.

Er sagt nichts.

Ich habe nichts zu sagen.

Er atmet erwartungsvoll.

Niemand weiß, was jetzt passieren wird. Alles ist nur Hypothese, wie die von den Schwarzen Löchern zum Beispiel.

»Das ist Schicksál«, sage ich leichthin. Wie in einem Film. Ich habe ein Messer zwischen mich und die Welt gepflanzt. Auch an einem Filmstreifen kann man sich schneiden, an einem Bildrand.

»Ich will dir mal was sagen«, kommt mir der Typ. Die Wut sitzt ihm wie ein Korkenzieher im Hirn. »Ich will dir echt mal was sagen ...« Aber dann macht seine Stimme ein Verreckerli, bricht ihm weg vor Empörung. Ich verzichte auf mein Ritual, bleibe sitzen und zünde meine dritte Zigarette am Stummel der zweiten an. Er könnte mein plötzliches Aufstehen, das ich mir vorgeschrieben habe, mißverstehen. Es ist eine unverzeihliche Abweichung von der schützenden Regelmäßigkeit, in der jede Verantwortung aufgehoben ist. Nie mehr werde ich in sie zurückfinden.

Den Augen der Verkäuferin entgeht nichts. Ihre Aufmerksamkeit lastet schwer auf uns.

Ich mag das kleine Auto vor mir auf dem Tisch.

Ich mag es wirklich.

»Wer bist du eigentlich«, fragt er mich.

Ich glaube, daß ich ihm keine Antwort schuldig bin. Ich bin fest davon überzeugt, daß er in der Tiefe seiner Enttäuschung auch keiner bedarf.

»Ich schenke dir ein Auto, und du läßt es einfach liegen. Das ist ein Auto, kein Dreck! Ich schenke keinen Dreck ... Oder glaubst du, ich schenke dir Dreck, sag schon, glaubst du das von mir?!«

Mit fällt der Name der Reinigungsfirma ein, die er mir empfohlen hat. Ich suche keinen Job. Ich muß mir ein Grienen verkneifen. Ich möchte nicht, daß er mich grinsen sieht. Er würde es nicht verstehen. Ich habe im Moment echt keine Lust, ihm in die Fresse zu dreschen.

»Wer glaubst du eigentlich, wer du bist, daß du so ein kleines Auto einfach liegen lassen kannst, als wäre es irgendein Mist ...«

Seine Augen sind ganz groß und auf mich gerichtet.

»Ich bin der Jäger des verlorenen Schatzes«, sage ich.

Das ist mir nur so eingefallen. Ich warte, daß er mir gleich eine scheuern wird. Ich jedenfalls würde bei einer solchen Antwort ausrasten. Das bin ich mir schuldig.

Es braucht lange, bis meine Antwort zu ihm durchgedrungen ist. Er fängt zu nicken an, als wollte er nie mehr damit aufhören. Die Wahrheit hat ihren eigenen Rhythmus. Er versucht tatsächlich, meine Antwort ernstzunehmen. Es gibt Menschen, die sind sich nichts schuldig.

Die Verkäuferin hat uns ihre Aufmerksamkeit wieder entzogen. Sie hat uns in jene kalte Landschaft des Wahnsinns entlassen, in der unsere Existenzen nicht mehr zählen.

»Und davon kannst du leben«, will er in jenem Tonfall der Anteilnahme wissen, in dem er mir von dem Job bei Ratzfatz erzählt hat. Noch immer sitzt das Nicken in seinen Halswirbeln. Vielleicht wird es chronisch bei ihm.

»Es geht so ...«, sage ich. Und ehe ich mir noch bewußt bin, was ich mache, strecke ich meine Hand an dem kleinen Matchbox-Auto vorbei nach meiner Kaffeetasse aus. Ich führe sie an meine Lippen. Niemand bemerkt es. Über ihren Rand hinweg sage ich noch einmal, vage in Richtung der gekreuzten Säbel auf seiner Südstaatenkappe: »Es geht so ...« Meine Hände zittern, als wäre ich fiks un feddich. Die Situation ist nicht danach, daß irgend jemand darauf achtet.

Im Schutz dieser Gewißheit nehme ich einen Schluck.